

war ungeheuer eindrucksvoll gerade im Medium der Bilder.

Doch zuweilen stößt man auf Misstrauen gegenüber der Bibel. In einem quasi-offiziellen Kirchenpapier war zu lesen: »Wörtlich genommen und ohne kritische Distanz gelesen, ist die Bibel streckenweise ein schwer verdauliches Buch, weil sie Völkermord, rassistische Vorschriften und autoritäre Gottesbilder enthält, die man mit gutem Gewissen niemandem zum Lesen geben möchte.« Wenn das zutrifft – was tun? Soll man die Bibel in Watte packen? Der Versuchung nachgeben, sie aus lauter Friedensliebe und Christlichkeit nur in gereinigter Form zu verbreiten? Oder soll man viel Energie darauf verwenden, vor der Lektüre der Bibel zunächst einmal die »kritische Distanz« zu ihr einzuüben? Dann wäre es allerdings vorbei mit dem Lesegenuss. Die gefährlichste Klippe für ihn ist die »richtige«, die »korrekte« Interpretation. Solche Korrektheit kann es nämlich nicht geben. Die Bibel ist Menschenwerk, das heißt sie ist durchwachsen und umrankt von jenem Dornengestrüpp aus

Ideologie, Propaganda, Gewalttätigkeit und Vorurteil, das zu ihrer Entstehungszeit gehört. Nur durch dieses Gestrüpp hindurch findet man ihre tieferen Wahrheiten, die Wahrheiten über uns selbst.

Dass in den biblischen Geschichten eine »tiefere Bedeutung« zu finden ist, ist zumindest den Künstlern immer bewusst gewesen. Diese Geschichten enthalten ein Grundwissen über den Menschen, über seine Einbindung in kosmische, religiöse und soziale Zusammenhänge, aber auch über seine innere Welt, bis in die Sphäre des Unbewussten. Die Bibel, zeitlos und aktuell zugleich, ist ein Geschichtsbuch und ein Lebensbuch zugleich. Ihre Wahrheiten werden uns nicht theoretisch vermittelt, sondern durch Geschichten, also verschlüsselt. Jede Zeit, jede Generation kann sich in diesen Geschichten wiedererkennen, muss sie aber neu für sich deuten, immer vorausgesetzt, dass sie im kollektiven Gedächtnis noch lebendig sind. In diesem Sinn ist die schwindende Bibelkenntnis, jenseits aller positiven Gläubigkeit, ein Zeichen kultureller Selbstvergessenheit.

Rudolf Maresch

Kein Gott kann uns mehr helfen

Der Weltmarkt als Weltenrichter

Rudolf Maresch

(* 1954) ist Publizist, Kritiker
und freier Autor.
Lebt in Lappersdorf/Bayern.

mail@rudolf-maresch.de



Viel ist vor vierzig Jahren darüber gerätselt worden, wie jener »Schachautomat« zu deuten ist, den Walter Benjamin an den Anfang seiner »geschichtsphilosophischen

Thesen« stellt. Wer ist darin Puppe und Zwerg, der Historische Materialismus oder die Theologie? Und: Wer nimmt wen wofür in Anspruch?

Heinz Dieter Kittsteiner, jüngst verstorbener Historiker der Viadrina Universität in Frankfurt/Oder, hat sich bereits als Student von Jacob Taubes um eine Klärung dieser enigmatischen Figur bemüht. Die Lösung, die er seinerzeit vorschlug, war situationsgebunden. Theologisches Wissen, auch säkularisiertes, wird, wenn es die Situation verlangt, dem marxistischen »als dessen

manifest rationalem Kern« zugeschlagen. Nur so war das historische Kontinuum von Herrschaft und Unterdrückung aufzusprengen. Es war wohl dieser Nexus von Marxismus und geschichtlicher Diskontinuität, der den bewegten Studenten an Benjamin faszinierte und ihn Jahrzehnte lang intellektuell in den Bann zog. Von der Theologie zu lernen, hieß damals, siegen lernen.

Von diesem revolutionären Begehren nach Neuanfang ist wenig geblieben. Anders als Marx sich das ausgemalt hatte, erweist sich der Kapitalismus als »fester Kristall«, gegen den Widerstand und Aufbegehren unwirksam bleibt. Im Posthistoire ist Rebellion bestenfalls noch eine Frage der Mode, des Stils und ästhetischen Ausdrucks. Geschichte und Politik erhalten die Signatur des »als ob«. Die neue Ethik beruht im Wesentlichen auf den Anpassungsleistungen der Individuen an die »großen Produktions- und Verteilungsgefüge« (*A. Gehlen*)

An dieser pessimistischen Weltsicht hat sich für den »undogmatischen Edelmarxisten«, wie man den Ideenhistoriker despektierlich genannt hat, weitere zwanzig Jahre

später nichts Grundlegendes geändert. Sie prägt auch sein neues und letztes Buch *Weltgeist, Weltmarkt, Weltgericht*. Freilich haben Haltung und Einstellung zu den Dingen sich verändert. Die Zeitdiagnose, die der Geschichtsphilosoph aus Comics, Zeitungslektüren und philosophischen Ideen montiert, tritt uns zwar ungemein gelehrt, aber auch erfreulich unakademisch entgegen. Selten ist es einem Autor gelungen, die Sinn- und Ziellosigkeit der Geschichte dem Leser ebenso witzig-unterkühlt wie unterhaltsam und gelassen im Ton nahe zu bringen.

Entwickelt wird sie, dem Buchtitel entsprechend, in einer Triade. In Phase eins, der Epoche des »Weltgeistes«, dominieren Erwartungen, Hoffnungen und Glücksversprechen. Als Zeugen treten an: Mandeville und Adam Smith, gegen die wiederum Rousseau und Hegel polemisieren. Private Laster, so die Kernthese der berühmten »Bienenfabel«, fördern das Gemeinwohl, was den schottischen Ökonomen später dazu verleitet, von der »unsichtbaren Hand« zu sprechen, und den preußischen Philosophen von der »List der Vernunft«, die das

Menschengeschlecht aller Unannehmlichkeiten zum Trotz voranbringt.

Der »Weltmarkt«, Phase zwei, setzt diesen Fortschrittsglauben in harte Währung um. Die dynamische Konkurrenz bringt wachsenden Wohlstand und Reichtum. Gleichwohl führt sie zu sozialen Verwerfungen, auf die Karl Marx später mit der Vergesellschaftung privaten Eigentums und John Maynard Keynes mit staatlichen Konjunkturprogrammen antworten. Dass sich jener bei der Umrechnung von Werten in Preise verrechnet, und dieser einem »totalen Staat« das Wort redet, den die Nationalsozialisten dann kreieren, sind nur eine der vielen Sottisen, die Kittsteiner immer wieder einstreut.

Doch Markt und Wettbewerb lassen sich, einmal entfesselt, nicht zügeln, weder durch hehre Worte noch durch staatliche Planung. Das hat das sozialistische Experiment hinlänglich gezeigt. Längst hat der globale Kapitalismus seinen Widerpart wieder eingesammelt. Darum ist für Kittsteiner auch der Weltmarkt das »Weltgericht«, und nicht die Geschichte, wie Schiller und Hegel dachten. Beispielhaft vorgeführt wird das an der Übernahmeschlacht von *Mannesmann* durch *Vodafone*. Mit dem Prozess gegen die Herren Ackermann, Esser und Zwickel wird zugleich die *Deutschland AG* beerdigt, jener rheinische Kapitalismus, der sich über gegenseitig sich absichernde Seilschaften sozialpartnerschaftlich definierte.

Die sogenannten »Heuschrecken«, mit denen Franz Müntefering die Aktivitäten der Private Equity-Fonds belegte, oder das »Victory-Zeichen«, mit dem Josef Ackermann vor dem OLG Düsseldorf die Öffentlichkeit verprellte, sind Ausdruck der Wucht, mit denen diese Sonderform des Kapitalismus abgewickelt wird. Sie machen das Land endgültig mit jenem »Willen nach Beute« (*O. Spengler*) vertraut, der dem angelsächsischen Kapitalismus eigen ist. Seither dieser über den »Willen zur Macht« (*Nietzsche*) triumphiert, geht es nicht mehr um ein »bisschen soziale Markt-

wirtschaft«, sondern nur noch »um den bestmöglichen Kapitalismus«.

Allen Kapitalismuskritikern legt Kittsteiner nahe, sich mit »dem Begriff des Profits anzufreunden«. Mit dem rasanten Aufstieg, den die neuen Mächte Indien und China hingelegt haben, sind die Zeiten vorbei, in denen sich Europa den Reichtum der Welt aneignen und entsprechend umverteilen konnte. Das schmerzt besonders die Sozialdemokratie, deren Erfolgsrezept Jahrzehnte lang die Umverteilung war. Es verwundert nicht, dass der globale Kapitalismus jene Länder am schlimmsten trifft, die eine erfolgreiche Arbeiterbewegung aufzuweisen haben. Gerade wegen dieser Tradition stecken beide besonders in der Krise.

Als gut geschulter Hegelianer unterlässt Kittsteiner es, Schuldzuweisungen auszustellen. Die »objektive Gier«, die in Kapital- und Finanzmärkten waltet und die »Vernunft in der Geschichte« ersetzt, ist systemimmanent. Sie prägt das Verhalten ausnahmslos aller, das von Parteisoldaten und Investmentbankern genauso wie das von Gewerkschaftsfunktionären und Schnäppchenjägern.

Von den politischen Kräften erwartet sich der Zeitdiagnostiker nichts mehr. »Die Epoche der Staatlichkeit« ist auch für ihn zu Ende. »It's the economy, stupid«, die unser Schicksal geworden ist. Doch genau da könnte sich der Autor irren. Es ist keinesfalls sicher, ob die Globalisierung jenen Weg nehmen wird, den Kittsteiner ihr vorgibt. Jedes Mal, wenn sie, unterstützt von neuartiger Medientechnik, einen neuen Anlauf nahm, wurde sie von Revolutionen, großen Kriegen und Depressionen abrupt und blutig gestoppt. Und die aktuelle Finanzkrise hat sogar und gerade in Amerika wieder den Staat auf den Plan gerufen. Es könnte mithin durchaus sein, dass nicht die Wirtschaft, wie Walther Rathenau meinte, »unser Schicksal« ist, sondern doch die Politik.

Heinz Dieter Kittsteiner: Weltgeist, Weltmarkt, Weltgericht. Fink Verlag, München 2007, 273 S., € 29,90.